

Moment

 DIÖZESE INNSBRUCK
 ERZDIÖZESE SALZBURG

SONDERBEILAGE DER TIROLER TAGESZEITUNG

Nr. 158 – Juli 2018



Nur wenn wir uns auf das Wesentliche besinnen, kann gutes Leben für alle entstehen.

Foto: Caritas/Stabentheiner

Noch ist die Welt zu retten!

Für ein gutes Leben für alle braucht es weltweite Solidarität und einen grundlegenden Wandel hier bei uns.

In der Kirche gibt es kein Ausland und daher auch kein Ende der Solidarität an den Staats- oder Kontinentalgrenzen. Die Sorge der (finanziell) reicheren Ortskirchen in Europa für die Menschen im „Globalen Süden“ wird seit Mitte des 20. Jahrhunderts von kirchlichen Hilfswerken getragen. In der Diözese Innsbruck sind das die Aktion Famili-

enfastag, Bruder und Schwester in Not, Caritas Auslandshilfe, die Dreikönigsaktion, missio und die MIVA (siehe Seite 3), die im Netzwerk „Welthaus Innsbruck“ zusammenarbeiten. Sie setzen sich mit Entwicklungsprojekten in vielen Ländern und mit Bildungsangeboten und Öffentlichkeitsarbeit in Tirol für eine gerechtere Welt ein.

Für eine bessere Welt

„Eine der großen Stärken kirchlicher Entwicklungszusammenarbeit ist, dass sie lokal und global vernetzt ist: Die betroffenen Menschen selbst entwer-

fen Projekte und setzen diese um. Die einheimische Kirche – ein Pfarrer, Ordensschwester, eine Caritas-Mitarbeiterin – ist vor Ort und gleichzeitig verbunden mit der Kirche in anderen Kontinenten, die diese Bemühungen für eine ‚bessere‘ Welt finanziell unterstützt“, informiert Julia Stabentheiner, Leiterin des Welthauses Innsbruck. „Wenn eine lokale Caritas-Mitarbeiterin gemeinsam mit Kleinbauern in einem abgelegenen Dorf in Burkina Faso Bewässerungsmethoden und Gemüsesorten ausprobieren, dann wird sie zwar von der Caritas Tirol finanziell unterstützt, aber was am dringendsten gebraucht wird, entscheiden die Fachleute in Burkina Faso gemeinsam mit den Dorfbewohnern. Dadurch werden unsere Mittel sinnvoll und zweckmäßig verwendet“, führt Stabentheiner an einem Beispiel aus.

Es braucht mehr als Geld

Ein zweiter wichtiger Aspekt ist, dass es der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit um mehr geht als um Geldüberweisungen. Die sind freilich wichtig und bewe-

gen viel. „Die Verbindung zu unseren Projektpartnern geht aber über das Geber-Empfänger-Verhältnis hinaus“, betont Stabentheiner: „Es ist ein gemeinsames Unterwegs-Sein als Weltkirche. Wir sind Teil einer Gemeinschaft, in der wir umeinander wissen, voneinander lernen und füreinander Verantwortung übernehmen. Zusammen setzen wir uns für ein gutes Leben für alle Menschen ein“, so Stabentheiner.

Wer spendet, übernimmt Mitverantwortung für die Verbesserung der Lebensumstände in den finanziell ärmeren Ländern. „Dafür sind wir sehr dankbar, denn ohne die Unterstützung der Spender wäre unsere Arbeit unmöglich“, bekräftigt Stabentheiner. Dass es aber noch mehr braucht, zeigt beispielsweise der Klimawandel, der das Leben in vielen Ländern der Welt heute schon erschwert. „Es geht auch um einen politischen und ökonomischen Wandel, um das Bewusstsein, dass wir alle zu einer Menschheitsfamilie gehören, der die Erde gemeinsam geschenkt wurde. Wir tun manchmal so, als könnten wir über die Natur und andere Menschen nach Belieben verfügen.

Wenn wir aber so weitermachen, richten wir diesen Planeten und damit uns selbst zugrunde. Wir alle müssen unsere Lebensweise ändern, lokal umdenken, uns vom Wachstumswahn verabschieden, wesentlich weniger produzieren und konsumieren, müssen uns

THEMA DIESER
AUSGABE:

Kirchliches
internationales
Engagement



Foto: Vanessa Rachlé

Julia Stabentheiner
leitet das Welthaus
Innsbruck und den
Bereich Auslandshilfe
der Caritas Tirol.

entschleunigen und uns auf das Wesentliche besinnen, um ein gutes Leben für alle – auch für uns selbst – möglich zu machen. Auch wir in Tirol sind – besonders als Christen – mitverantwortlich für die Menschen auf der ganzen Welt und für unser gemeinsames Haus, die Erde“, appelliert Stabentheiner.

Daniela Pfennig
daniela@pfennig.at

Fair Trade für ein faires Leben

Fair Trade ist aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken.

Der Welthandel profitiert von der Armut der Kleinbauern. Aufgrund fehlender Bildung auf Seiten der Bauern diktiert der Handel den Preis. Organisationen wie Fair Trade (dt. „fairer Handel“) wollen gerechte Arbeitsbedingungen am Weltmarkt schaffen. Pfarren und diverse Gruppen helfen mit EZA-Märkten, Informationsabenden und Projekten mit. Das blau-grüne Siegel auf Kaffee, Bananen, Orangensaft und anderen Produkten kennzeichnet fair gehandelte Ware.

Fair Trade ist der Zusammenschluss von Fair Trade International, nationalen Fair-Trade-Organisationen sowie Marketingorganisationen. Im Grunde verhilft die Organisation KleinproduzentInnen in Entwicklungsländern zu einem humanen Lebensstandard, gerechter Bezahlung und fairen Arbeitsbedingungen. 2015 waren 1,4 Millionen Kleinbauern im Fair-Trade-System vermerkt, 25 Prozent davon Frauen, um die Gleichberechtigung zu steigern. Der Gesamtumsatz mit Fair-Trade-Produkten betrug im Jahr 2017 in Österreich 304 Millionen Euro. Fair Trade Österreich selbst produziert keine Waren, sondern vergibt ihr Siegel an Produkte, die den internationalen Standards entsprechend hergestellt wurden.

Hohe Standards

Die Einhaltung der Fair-Trade-Standards wird regelmäßig überprüft. Diese Standards beinhalten unter anderem einen Mindestpreis, der die Produktionskosten der Produzenten decken soll, damit diese bei Ernteausfällen abgesichert sind. Außerdem wird

zusätzlich zum Verkaufspreis eine Fair-Trade-Prämie bezahlt, welche 2016 insgesamt 150 Millionen Euro durch den weltweiten Verkauf betrug. Diese wird in ein von den jeweiligen Bauernfamilien ausgewähltes soziales, ökologisches oder ökonomisches Projekt investiert. Ein weiterer Standard ist die physische Rückverfolgbarkeit. Das Produkt muss bis zum Produzenten zurückverfolgbar sein. Geht man zum Beispiel von einem herkömmlichen T-Shirt aus, das bei uns um fünf Euro verkauft wird, ist davon nur ein Prozent für die Lohnkosten vorgesehen. Das entspricht fünf Cent pro gefertigtem T-Shirt. Bei einem fair gehandelten T-Shirt, das einen höheren Preis von 19,95 Euro hat, liegen die Lohnkosten zumindest bei rund 1,40 Euro pro Shirt.

Pfarren als Vermittler

Viele Pfarren sind mittlerweile Teil der Initiative „Pfarrgemeinde Fair Wandeln“. Dieses Projekt ist ein Angebot, um in den Bereichen Schöpfungsverantwortung, faire Wirtschaft und Soziales österreichweit in Pfarrgemeinden aktiv zu werden. Gut bekannt sind zum Beispiel die EZA-Stände bei den Pfarrcafés nach dem Gottesdienst am Sonntag. Aber die Hauptaufgabe der „Pfarrgemeinde Fair Wandeln“ ist es, die Menschen über Nachhaltigkeit und Ökologie zu informieren. Die Erzdiözese Salzburg vergibt den Titel „Faire Pfarre“ an Pfarrgemeinden, die sich einem umweltschonenden, nachhaltigen Leben mit fair gehandelten Produkten verschrieben haben. Auch die Diözese Innsbruck ist dem „Klimabündnis Tirol“ beigetreten.

Barbara Grünbart
barbara.gruenbart
@komm.kirchen.net



Ein Holzarbeiter in Bolivien.

Foto: Erzdiözese Salzburg



Menschen aller Völker und Nationen sind Kirche, immer und an jedem Ort. Auch in Österreich. Foto: Pixabay

Gemeinschaft und Freude sind das Wichtigste!

Priester werden wollen... eine Berufung, die heute immer weniger junge Männer zu verspüren scheinen.

Sich auf den Weg dieser Ausbildung zu begeben, ist an sich schon ein Abenteuer, das auch noch in einem fremden Land in Angriff zu nehmen, ist gleich ein doppeltes Wagnis. So hat es aber Maximus Nwolisa gemacht. Der gebürtige Nigerianer kam 2011 nach Österreich und studierte Theologie in Innsbruck. Vor wenigen Wochen, am 29. Juni, wurde er in Linz zum Priester geweiht. Im Interview erzählt er von seinen ersten Eindrücken in Österreich, seinem Verständnis von Gemeinde und wie in seinem Wirken die Erfahrungen aus seiner Heimatgemeinde Platz finden können.

Was war dein erster Eindruck, als du nach Österreich gekommen bist?

Maximus: Aufgrund der sprachlichen Barriere war es erschreckend und ich habe mich gefragt, wo ich hier gelandet bin.

Noch dazu war es sehr winterlich, solch eine Kälte kannte ich bis dahin nicht. Andererseits waren da viele Menschen, die mir beigegestanden sind und mir Mut gemacht haben. Das hat mich sehr gefreut.

Wodurch unterscheidet sich die Kirche in Österreich am meisten von der in deiner Heimat?

Maximus: Es gehen weniger Leute zum Gottesdienst in Österreich. In Österreich „liest“ man die Messe, aber in meiner Heimat „feiert“ man sie. Die Lieder und Gebete hier finde ich theologisch viel tiefer, die Gesänge in meiner Heimat sind meistens oberflächlicher, dafür aber oft schwungvoller.

Was ist für dich in einer Gemeinde besonders wichtig?

Maximus: Gemeinschaft in der Pfarrgemeinde finde ich besonders wichtig. Dazu kommen andere Dinge, wie Mitarbeit, gegenseitiges Mittragen und Freude.

Kannst du deine Erfahrungen aus deiner Heimat hier gut einbringen?

Maximus: Na ja, hier spürt man immer wieder Angst vor Veränderung, besonders in der Kirche. Aber auf der anderen Sei-

te habe ich auch einige durchaus positive Erfahrungen gemacht, dass man als Ausländer wirklich vieles einbringen kann, nur dass man es gut durchführen muss. Damit meine ich, man muss die Sprache können, um die Idee gut rüberbringen zu können, und man muss das Gottesvolk lieben.

Du bist erst vor Kurzem hier in Österreich zum Priester geweiht worden, haben in dieser Zeremonie auch Elemente aus deiner Heimat Eingang gefunden?

Maximus: Ja, bei der Priesterweihe haben wir verschiedene Elemente aus der Liturgie meiner Heimat eingebaut: bei der musikalischen Gestaltung, der Gabenbereitung und mit Trommeln und Tanz am Ende des Gottesdienstes.

Gibt es Unterschiede im Kirchen- und Priesterbild? Wo sind Gemeinsamkeiten?

Maximus: Gemeinsames Priestertum des zweiten Vatikanischen Konzils wird noch nicht genug zum Ausdruck gebracht und umgesetzt in Afrika bzw. meiner Heimat. Da braucht es noch mehr Aufklärung und Ausbildung.

Wie siehst du das Verhältnis zwischen Priestern und Laien? In welche Richtung sollte es sich deiner Meinung nach entwickeln?

Maximus: Dass die Priester und Laien gemeinsam wirken in der Kirche, ist eine der Sachen, die ich sehr schön in der katholischen Kirche in Österreich finde. Allerdings bin ich auch stark dafür, dass es gegenseitige Ergänzung sein soll und kein Gegeneinander!



Foto: Nwolisa

Maximus Nwolisa ist Jungpriester in der Diözese Linz. Der gebürtige Nigerianer studierte von 2011 bis 2017 Theologie in Innsbruck.

Kevin Hellmuth
kevin.hellmuth@dibk.at

Jugendliche für Jugendliche

Immer mehr junge Leute beschließen nach der Schule die Welt zu bereisen, andere Kulturen kennenzulernen und gleichzeitig Gutes zu tun.

Möglichkeiten, ein Volontariat zu machen, gibt es viele, eine davon ist mit „Volontariat bewegt“. „Volontariat bewegt“ ist eine Initiative von „Jugend eine Welt“ und den Salesianern Don Boscos. Es ermöglicht jungen Menschen Freiwilligeneinsätze in Lateinamerika, Asien und Afrika. Gemeinsam will man einen Beitrag zum Wohl für Kinder und Jugendliche weltweit leisten und eine zivilgesellschaftliche Stimme für Auslandseinsätze sein. Zwei dieser Jugendlichen, welche mit „Volontariat bewegt“ im Einsatz waren, sind Elisabeth und Fabiana.

Tijuana, Mexico

Elisabeth Saller-Kraft machte 2009/10 ein Volontariat in Tijuana, Mexico. Sie wollte nach der Matura die Welt sehen und gleichzeitig etwas bewirken. Bevor es für sie nach Mexiko ging, musste sie auf dieses Abenteuer vorbereitet werden, so ist es bei „Volontariat bewegt“ üblich. Man bekommt eine Einführung über medizinische Versorgung, das Land, die Leute, die Kultur und die Organisation. In Tijuana angekommen, arbeitete sie vormittags in einer Volksschule, welche von der Organisation gegründet worden ist. Das Besondere an dieser Schule war, dass dort dokumentlose Kinder, die sonst keine Schule besuchen durften, die Möglichkeit auf Bildung und einen geordneten Tagesablauf erhielten. Ihnen wurde auch ein Zeugnis ausgestellt, womit sie wieder ein offizielles Dokument bekamen. Elisabeth erklärt, dass so viele ohne Dokumente sind, da Tijuana an der Grenze zu den USA liegt und viele Mexikaner hoffen, ohne Dokumente eher in die USA einreisen zu dürfen. Dadurch bleiben Kinder oft ohne Zukunft in Tijuana zurück, während ihre Eltern oder Verwandte, die über die Grenze kamen, in den USA leben und arbeiten.

Neutrales Gebiet

Elisabeths Nachmittagsaufgabe war es, im Freizeitzentrum, welches ebenfalls von der Organisation gegründet wurde, für Ordnung zu sorgen und für die Jugendlichen da zu sein. Im Zentrum waren ein Fußballplatz und Basketballplatz, wo sich Jugendliche unter gewissen Auflagen aufhalten durften. In Tijuana sind viele der Jugendlichen Mitglied einer Bande, diese dealen mit illegalen Substanzen und konsumieren sie meist auch selbst. Elisabeth: „Als ich ankam, war es hart für mich, auf diese Gruppen zuzugehen und ihnen in nicht ganz einwandfreiem Spanisch zu erklären, dass auf diesem Platz Drogen und Alkohol nicht erlaubt sind.“ Der Platz war ein neutrales Gebiet, also keiner Gang zugehörig, darauf legte der Leiter des Zentrums großen Wert. Graffiti wurden in der ganzen Stadt als Revierzeichen verwendet, und sobald eines auf diesem Platz zu

sehen war, musste es entfernt werden. Elisabeth erklärt auch, dass es schwierig war, die Kinder zu überzeugen, dass eine Ausbildung und Schule wichtig ist. Viele der Kinder arbeiteten bereits als Drogenkuriere und Spione für Gangs und konnten dadurch schon früh eigenes Geld verdienen.

Elisabeth versuchte auf eine spielerische Art und Weise, die Jugendlichen unter Kontrolle zu bekommen. Sie organisierte Fußballturniere, denn fast jede Gang hatte eine Fußballmannschaft. Die einzige Konsequenz, mit der sie bei Fehlverhalten drohen konnte, war, die ganze Mannschaft für ein Spiel zu sperren, wodurch automatisch Punkte verloren gingen.

Vishakapatnam, Indien

2010/11 reiste Fabiana Ellmerer mit „Jugend eine Welt“ nach Vishakapatnam, Indien. Dort arbeitete sie in einer Schule, welche Straßenkindern und Kindern aus den umliegenden Dörfern, die großteils noch nie eine Schulbildung genossen haben, die Möglichkeit bot, zum ersten Mal einen geordneten Tagesablauf kennenzulernen. Das Fischerviertel, in welchem sich die Schule befand, war das ärmste Gebiet der Stadt, dort besuchten am wenigsten Kinder eine Bildungsanstalt. Um dies zu ändern, pilgerten Streetworker von Hütte zu Hütte und versuchten die Eltern zu überzeugen, ihre Sprösslinge in eine pädagogische Einrichtung und nicht zum Betteln auf die Straße zu schicken. Fabiana erklärt: „Am Anfang habe ich noch versucht, klassischen Schulunterricht zu machen, aber mit der Zeit lernte ich, dass es wichtiger war, ihnen Werte wie Pünktlichkeit, Ordnung und Verlässlichkeit beizubringen und sie von Drogen und Alkohol fernzuhalten.“

In Vishakapatnam gab es auch nachmittags für Fabiana viel zu tun, denn angrenzend zur Schule gab es ein Heim für obdachlose Kinder oder jene, die in den fernen Dörfern wohnten. „Ich konnte anfangs nicht verstehen, warum so viele der Kinder aus dem Heim wegliefen und wieder zurück auf die Straße gingen“, erzählt Fabiana. Aber mit der Zeit wurde ihr klar, dass die Straße für diese Kinder ihr Zuhause war. Dort gab es keine Regeln, an die man sich halten musste. Zwar gab es kein regelmäßiges Essen, keinen sicheren Schlafplatz und Drogen und Alkohol standen an der Tagesordnung, aber die meisten zogen diese raue Welt der Regeln und Ordnung im Heim vor.

Eine völlig fremde Welt

Beide Frauen erzählen, dass sie für diesen Einsatz das erste Mal für lange Zeit weit weg von ihren Familien waren. Sie kamen aus ihrer vertrauten Umgebung mit gewohnten Tagesabläufen in eine komplett andere Welt. Elisabeth erklärt: „Man lernt vieles, das vorher selbstverständlich war, zu schätzen.“ Beide betonen, dass sie ihre Einsätze nicht als etwas sehen, das sie gegeben haben, sondern dass sie durch diese Arbeit etwas hinzugewonnen, das ihr Leben bereicherte.

Isabella Oberortner
isabella.oberortner@gmail.com



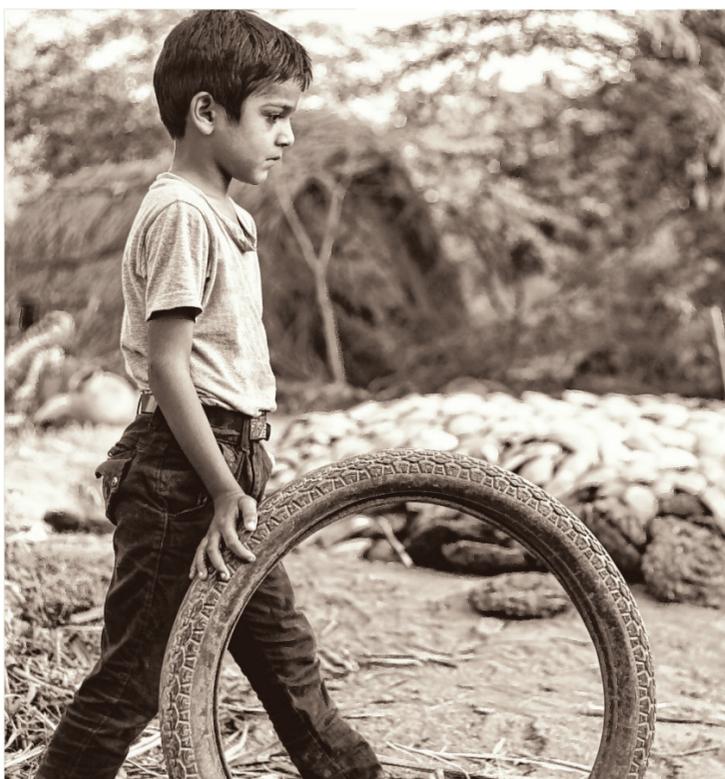
Elisabeth Saller-Kraft (oben und rechts) umringt von den Kindern der Schule. Sie absolvierte ihr Volontariat in Tijuana, Mexiko.

Fotos: Saller-Kraft, Oberortner



Fabiana Ellmerer war 2010/11 in Vishakapatnam in Indien im Einsatz. Sie lernte dort, dass Zuhause für jeden etwas anderes bedeutet.

Fotos: Oberortner, iStock/pixelfusion3d



ORGANISATIONEN

Für die eine Welt

In der Diözese Innsbruck bildet das „Welthaus“ ein gemeinsames Dach über Einrichtungen und Initiativen, die sich in der Entwicklungszusammenarbeit engagieren:

Bruder und Schwester in Not:

1961 ins Leben gerufen, fördert dieses Hilfswerk 30 Projekte von Partnerorganisationen in Bolivien, El Salvador, Tansania und Uganda und engagiert sich in der Bewusstseinsbildung zu entwicklungspolitischen Themen.
www.bsin.at

Caritas Auslandshilfe:

Die Caritas Tirol unterstützt Projekte in Westafrika, Armenien, Rumänien und im Kosovo. Der Schwerpunkt liegt auf der Hilfe zur Selbsthilfe und auf rascher Hilfe bei Hungersnöten oder Katastrophen.
www.caritas-tirol.at

Dreikönigsaktion:

Das Hilfswerk der katholischen Jungschar ist durch die sogenannten „Sternsinger“ bekannt, die zu Beginn jedes neuen Jahres von Haus zu Haus ziehen und um Spenden für Hilfsprojekte bitten. Die DKA unterstützt jedes Jahr mehr als 500 Projekte und Initiativen in Afrika, Lateinamerika und Asien.
www.dka.at

Familienfasttag:

Die Katholische Frauenbewegung richtet mit der „Aktion Familienfasttag“ den Blick auf die Stärkung von Frauen. Rund um die traditionelle „Fastensuppe“ in den Pfarrgemeinden werden Spenden für Projekte gesammelt, die sich für mehr Gerechtigkeit, Bildung, Gesundheit, Friede und Nahrungsmittelsicherheit einsetzen.
www.teilen.at

missio:

Die päpstlichen Missionswerke „missio“ sind in mehr als 150 Ländern vertreten. Ihr Anliegen ist eine zeitgemäße Verkündigung des Glaubens, die Unterstützung von Priestern, in den Ländern des Südens und die Hilfe für benachteiligte Kinder. Am 6. Jänner wird bei den Gottesdiensten traditionell für „missio“ gespendet.
www.missio.at

MIVA:

Dem besonderen Anliegen der Mobilität verschreibt sich die MIVA Austria (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft). Aufgabe des Hilfswerkes ist es, Fahrzeuge für junge Kirchengemeinden und für Projekte der Entwicklungszusammenarbeit zu beschaffen.
www.miva.at

Walter Hölbling
walter.hoelbling@dibk.at



Ein Motorrad, das er im Vorjahr von der Christophorus-Aktion der MIVA (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft) erhielt, erleichtert dem Tiroler Missionar P. Peter Laschan und seinem Mitarbeiter die Besuche in den 20 Dörfern, die zur Pfarre Mondombe im Kongolischen Urwald gehören.

Foto: MIVA

Ein Kongo-Missionar darf nichts und niemanden fürchten

Wer wie der 74-jährige Herz-Jesu-Missionar P. Peter Laschan als Priester oder Entwicklungshelfer in den Kongo geht, darf nichts fürchten und muss vielseitig talentiert sein.

Im Urwald und Regenwald sind oft unbefestigte Fußwege oder Flüsse die einzigen Verbindungen zwischen den Dörfern. Die Regenzeit dauert viele Wochen. Und der Priester muss auch ein Handwerker sein, weil es immer etwas zu bauen oder zu reparieren gibt. Mittlerweile ist der aus Kitzbühel stammende Priester seit fast 50 Jahren im Kongo. Mondombe liegt in der Salzburger Partnerdiözese Bokungu-Ikela. Rund 20 Dörfer gehören zur Pfarre.

„In den Urwaldsdörfern freuen sich die Menschen, wenn der Priester zwei- bis dreimal im Jahr kommt und Sakramente spendet“, berichtet Pater Laschan. In manche Dörfer kommt er nur zu Fuß. In andere Orte gelangt er mit dem Rad oder mit dem von der MIVA (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft) finanzierten Motorrad, mit dem Allradauto oder mit einem Einbaum.

Im Lauf der Jahre hat Pater Laschan mit den Einheimischen in Mondombe eine Schule, eine Krankenstation und eine Kirche errichtet. Den Lehrer bezahlt der Staat, die Kirche leistet vor Ort soziale Hilfe. Als Urwaldpfarrer legt P. Laschan auch bei der Renovie-

rung von Wohnhäusern Hand an, er repariert Brunnen und transportiert Kranke. Zur Versorgung der Missionsstation gehört eine Landwirtschaft mit Kühen und Schafen sowie Gemüsebeeten und Obstbäumen.

Baumaterial kommt in die Dörfer per Schiff. Aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit muss Zement sofort verarbeitet werden, sonst wird er hart. Es gibt eine Berufsschule für Handwerker, deren Schüler und Lehrer eine große Unterstützung sind. Die Besuche in den Dörfern dauern meistens Wochen, weil die Wege nur zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit einem Einbaum zu schaffen sind. Das Gepäck muss irgendwie mittransportiert werden, meist mit eigenen Trägern. Manchmal braucht P. Laschan 14 Tage für zwölf Dörfer. „Die Christen freuen sich. Die geistliche Nahrung soll ihren Alltag bereichern und die Angst vor den Geistern nehmen“, zieht der Missionar Bilanz.

Missionar zu sein, bedeutet, echte Entwicklungsarbeit zu leisten: „Früher wurden nur die Buben zur Schule geschickt. Die

Mädchen mussten zu Hause bleiben.“ Mittlerweile werden die Mädchen von der Mission auf ein Internat geschickt und zu Krankenschwestern oder Lehrerinnen ausgebildet. Oder sie bekommen eine Nähmaschine und lernen Nähen, um für den Unterhalt ihrer Familien sorgen zu können.

Hoffnung geben

„Sehr verbreitet ist im Kongo der Geisterglaube“, berichtet der Priester. Oft mit fatalen Folgen. Pater Laschan erzählt, dass Familien ihre an Malaria erkrankten Kinder lieber zum Zauberer als ins Spital bringen. Viele dieser Kinder sterben dann in sehr jungem Alter. Heuer sind in der Krankenstation von Mondombe 20 kranke Kinder zwischen drei und sechs Jahren zu betreuen. Für Schwerkranke wurden der Priester und die einheimische Krankenschwester Christine schon öfter zum Lebensretter. Mit dem Motorrad als Rettungsfahrzeug transportiert P. Laschan Patienten ins Spital. Auch die Behandlungskosten werden manch-

mal von der Pfarre übernommen. „Wir möchten als Kirche vor Ort den Menschen Hoffnung geben und sie unterstützen“, sagt der Missionar.

Die Versorgung der Urwaldsdörfer funktionierte früher hauptsächlich per Schiff. Heute kommen nur ganz selten Schiffe hier an. Pater Laschan muss andere Möglichkeiten nutzen. „Ich muss mich umsehen, wo es Mehl, Margarine und Trockenmilch zu kaufen gibt“, berichtet er. Leider ist alles dreimal so teuer wie in der Hauptstadt. Zum Einkaufen fährt schließlich sein Mechaniker 60 Kilometer in das nächstgrößere Dorf. Die Besuche in den Dörfern sind für den Tiroler Priester jedes Mal ein Abenteuer. Mit einem Helfer fuhr er unlängst per Fahrrad los, um in einer abgelegenen Gemeinde Gottesdienst zu feiern. Plötzlich kam ein Sturm auf und es regnete stark. In einer Hütte fanden die beiden Unterschlupf, warteten zwei Stunden und wollten dann weiterfahren. Inzwischen hatten sich auf dem Weg tiefe Wasserpfützen gebildet, so dass die Räder geschoben werden mussten. Müde und verschwitzt kam P. Laschan mit seinem Helfer nach 20 Kilometern ans Ziel.

Extremes Wetter

Ein anderes Mal wollte er in drei Fischerdörfern fahren. Es begann wieder mit Regen, aber schließlich kam der Missionar doch im ersten Dorf an. Hier regnete es in Strömen, so dass er nur noch zu Fuß weiter konnte. Mit einem Einbaum setzte er ans an-

dere Flussufer über, dann folgten nochmals sieben Kilometer Fußmarsch durch den Urwald. „Wir wurden in dem Dorf voll Freude empfangen und erhielten gleich Ananas, Bananen und Orangen zur Stärkung.“ Auf dem Rückweg musste noch ein großes Fest gefeiert werden: die Hochzeit eines Katechisten, zu der viele Einheimische aus Nachbardörfern in die Kirche gekommen waren.

P. Laschan berichtet von einer weiteren Reise mit dem Fahrrad, als im Kongo eine gewaltige Hitze und hohe Luftfeuchtigkeit herrschten. Mit seinem Begleiter verteilte er das Gepäck auf die zwei Fahrräder. 14 Kilometer wurden in drei Stunden bergauf, bergab mit viel Schieben zurückgelegt. Auch eine wackelige Brücke wurde überquert, dann konnte der Priester mit einem Boot weiterfahren. Sein Begleiter musste den Weg durch Wald und Sumpf bewältigen. „Am nächsten Tag gab es großen Jubel bei der Messfeier in der halbfertigen Kirche von Baloko“, erinnert sich Pater Laschan.

Inzwischen hat der Kongo-Missionar ein Motorrad und ein Geländeauto von der MIVA (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft) bekommen. Damit sind zumindest die Fahrten etwas einfacher geworden. Durch Stürme und starken Regen werden allerdings die Wege oft für Fahrzeuge unpassierbar, dann muss der Priester wieder zu Fuß gehen.

Wolfgang Kumpfmüller
wolfgang.kumpfmüller
@komm.kirchen.net



Foto: Erzdiözese Salzburg

Der Herz-Jesu-Missionar (MSC) Peter Laschan stammt aus Kitzbühel und arbeitet seit fast 50 Jahren in der Demokratischen Republik Kongo.